

wir die 4000 Kilometer durch die Wildnis bis Rio de Janeiro zurück, teils fahrend, teils den Wagen schiebend. Wie gesagt, wir waren vier Mann in zerrissenen Khakihosen, verschmutzten Hemden und langen Bartstoppeln. Einen Monat hatten wir uns nur damit behelfen müssen, was ein Pferd in zwei Päcktaschen mit sich schleppen kann, und sahen daher wie Banditen aus. Man konnte uns wahrhaftig nicht ansehen, daß einer von uns der Prinz Don Pedro Orléans e Bragança, Enkel des letzten Kaisers von Brasilien, der andere ein Vertreter S. M. des Königs von Spanien von der Gesandtschaft in Rio de Janeiro und der dritte ein Ingenieur aus Sao Paolo war. Dazu gesellte sich in Corumbá noch Padre Hyppolito Chovelon, ein französischer Indianermissionär und derzeit stellvertretender Bischof der obengenannten Stadt.

Nachdem wir alles Notwendige für die Reise besorgt hatten, unternahmen wir eine 36 Kilometer lange Probefahrt in den bolivianischen Urwald hinter Corumbá. Unergründlicher Morast, Moskitoschwärme, Spinnen, Asseln, Tausendfüßler, Blutegel waren der bleibende Eindruck dieser Expedition. Am nächsten Tage starteten wir endgültig. Unser Auto war folgendermaßen eingerichtet: zwei Mann und der Hund am Führersitz, daneben ein Gewehrkasten mit fünf stets griffbereiten Gewehren, dahinter eine zweite Bank für drei Personen. Das übrige war Lastraum, in dem unsere Habe, fünf Hängematten und Moskitonetze, Benzinkisten, Werkzeuge und Proviant unter peinlichster Ausnützung jedes verfügbaren Platzes verstaut war. Außerdem führten wir noch ein 10 Meter langes, 3 Zoll starkes Seil mit, einen Kotkratzer, Buschmesser, Axt und Hacke. An Proviant: Kaffee, Salz, Zucker, Zwieback und Marmelade. Der ganze Wagen war mit einem wasserdichten Dach eingedeckt und seine Seiten konnten durch aufrollbare Segeltuchwände geschlossen werden.

Von Corumbá kommt man nur mit einem Dampfer weg. Wir dampften also nach Porto Esperanca, verluden dort Auto, Mensch und Hund auf die Bahn bis Campa Grande. Am nächsten Tag starteten wir nach Süd-Matto-Grosso. Nach 331 Kilometer erreichten wir Ponta Pora an der paraguayisch-brasilianischen Grenze und bekamen dabei den ersten Vorgeschmack alles dessen, was unser noch wartete.

In den Karten des Automobilklubs sind die Straßen schön rot eingezeichnet, an Ort und Stelle gehört oftmals der Scharfblick eines Pfadfinders dazu, sie von der übrigen, unberührten Wildnis zu unterscheiden. Zwei ausgefahrene Gleise im Gras sind alles, was man vorfindet. Über Flüsse führen „manchmal“ Brücken. Wenn nicht, muß man sehen, wie man sonst „irgendwie“ hinüberkommt. Man kann dies auf einige Arten tun: man wadet z. B. zum anderen Flußufer, stellt die Stelle fest, an der die Strömung am wenigsten reißend ist, das Wasser nicht den Magnet erreichen kann, und der Grund womöglich hart ist, so daß ein Einsinken voraussichtlich nicht zu erwarten ist. Dort fährt man „Auf gut Glück“ durch. Ist der Fluß zu breit, tief und reißend, muß eine „Balsa“ gebaut werden. Auf drei bis vier zusammengebundenen Canoes wird aus Prügeln und Brettern eine Plattform für Auto, Mensch und Tier errichtet und man setzt mittels dieses Fahrzeuges über. Eine Besonderheit dieser Gegenden, vor allem des Gebietes Matto Grosso, sind die Mata Burros. In dem wenig besiedelten Land (eine Person auf 4 qkm) werden große Viehherden gezüchtet. Die Fazendas sind oft nicht durch Stacheldrahtzäune voneinander abgegrenzt, sondern vielfach durch Fluß- und Wasserläufe natürlich getrennt. Man kann der Kosten halber schwer eine Farm (wie z. B. die, auf der wir jagten) von 540 qkm mit 75 000 Rindern mit Draht umzäunen.